Wie den Mitteilungen des letzten *Briefs* (Nr. 17, S. 5) zu entnehmen war, hat sich die Psychoanalytische Assoziation *Die Zeit zum Begreifen* am 13.8.96 aufgelöst.

Für die Dauer des ersten Abonnements (Heft 16 bis Heft 20) wird der *Brief* in der bekannten Form erscheinen.

Brief der Psychoanalytischen Assoziation Die Zeit zum Begreifen Nr. 18 vom 3.2.1997

#### Inhalt

- 3 Mitteilung
- 5 Gérard Pommier Die Bildungen des Unbewußten und die Ausbildung des Analytikers
- 17 Hinrich Lühmann Happy ending - Fiktionen des Heils
- 29 Hans-Werner Lehmann "Ich habe mich dir ... ganz lebhaft und gewiß vollkommen wahr vorgestellt" Anmerkungen zu Kleists Briefen an Wilhelmine von Zenge

Impressum

Am 21. Januar 1997 starb Lutz Michael Mai nach langer schwerer Krankheit.

Lutz Michael Mai begann in Berlin seine Arbeit mit Freud und Lacan. Daraus entwickelte sich der "Wunderblock", Zeitschrift für Psychoanalyse, die Sigmund-Freud-Schule Berlin und die Psychoanalytische Assoziation "Die Zeit zum Begreifen".

Wir trauern um ihn.

Christiane Schrübbers

Gérard Pommier

Die Bildungen des Unbewußten und die Ausbildung des Analytikers<sup>1</sup>

Lacan hat einmal auf eine ihm gestellte Frage nach der Ausbildung der Psychoanalytiker geantwortet, es gäbe keine Ausbildung des Analytikers (formation de l'analyste), sondern es gäbe nur die Bildungen des Unbewußten (les formations de l'inconscient). Diese Bemerkung Lacans ist interessant, denn sie scheint darauf hinzuweisen, daß der Analytiker allein durch seine eigene Analyse sich ausbildet (ausgebildet wird) und daß er sowohl von einer psychoanalytischen Institution wie auch von der Universität absolut nichts für seine Ausbildung als Analytiker zu erwarten hat. Man fragt sich, wozu die Ausbildungsinstitute, die Universitätsseminare oder theoretische Arbeiten überhaupt nützlich sind, wenn die einzige Sache, die in diesem Fall zählt, die ist, daß ein Analytiker seine eigene Analyse vorantreibt. Die Konsequenz besteht für einige psychoanalytische Vereinigungen darin, daß diese nur diejenigen Psychoanalytiker anerkennen, die ihre Ausbildung bereits abgeschlossen haben und die nichts mit der Ausbildung als solcher zu tun haben wollen. Das ist kein spezifischer Aspekt, der von Lacan ausdrücklich hervorgehoben wurde, sondern ein allen psychoanalytischen Vereinigungen gemeinsamer Zug, daß sie nur schon ausgebildete Analytiker anerkennen. Wenn dies ein konstanter Zug aller psychoanalytischer Vereinigungen wäre, könnte man sich die Frage stellen, welche Funktion diese Vereinigungen eigentlich haben.

Dieser Satz Lacans scheint mir auf eine andere Weise interessant zu sein. Wenn man diesen Satz ernst nimmt, daß es keine Ausbildung der Analytiker gibt, sondern nur ausschließlich die Bildungen des Unbewußten, könnte man die Hypothese aufstellen, daß

das Begehren des Analytikers ebensowenig ein Ergebnis der Analyse selbst ist. Wenn also die Ausbildung des Analytikers abhängig ist von den Bildungen des Unbewußten, gehen diese Bildungen der Analyse als solcher voraus. Was diese Hypothese interessant macht, ist, daß das Begehren, Analytiker zu werden (zu sein), schon vor der Analyse selbst da war. Das Begehren, Analytiker zu sein, folgte bestimmten ödipalen Bildungen der Kindheit, und die analytische Kur war einzig dazu bestimmt, diesem Begehren, Analytiker zu werden nachzukommen. Über diesen Unterschied möchte ich sprechen.

In gewisser Weise dient die Kur dazu, das Begehren des Analytikers dahingehend wirksam werden zu lassen, daß diesem in der Kur alle imaginären Vorstellungen entzogen werden. Das ist vergleichbar mit der Ausbildung eines Schmieds, der schon Schmied werden wollte, bevor er das Handwerk richtig erlernt hatte. Der Wunsch, ein Analytiker zu sein, wird nur durch die eigene Analyse eingelöst. Diese Hypothese könnte man aus dem obigen Satz Lacans ziehen. In meiner Erfahrung hat sich diese Hypothese fast immer bestätigt, und zwar in dem Sinne, daß die Leute, die den Wunsch hatten, Analytiker zu werden, dieses schon wollten, bevor sie eine Analyse angefangen hatten. Von einigen Kollegen habe ich gehört, daß dieser Wunsch, Analytiker zu werden, bei einigen Analysanten erst im Verlauf der Kur auftauchte. Es gibt Bildungen des Unbewußten, die in der Nähe des Begehrens des Analytikers liegen und die sich auf den Wunsch beziehen, zu helfen und zu heilen, die sich also auf ödipale Bildungen beziehen.

Man kann Lacans Satz so deuten, daß es eine Besonderheit des Begehrens bei einigen Analysanten gibt, die sich auf diese Bildungen des Unbewußten einlassen möchten. Es ist im Grunde ein sehr merkwürdiges Symptom - dieser Wunsch, heilen zu wollen, Kranke behandeln zu wollen, aber man kann diese Hypothese verifizieren und herausfinden, daß es sich dann tatsächlich um Bildungen des Unbewußten handelt. Diese Hypothese bestätigt sich, wenn man die ersten Schüler Freuds betrachtet, bei denen man sehr gut sieht, daß ihr Wunsch, Analytiker zu werden, ihrer eigenen Analyse vorausging. Gleiches erfährt man auch in den Ländern des Ostens, z.B. in Rußland, wo die Analyse erst vor kurzem eingeführt wurde. Man sieht, daß dieses Begehren der Analyse selbst vorausgeht und nicht das Ergebnis der Analyse ist.

Diese Situation ist äußerst paradox, denn die Leute, die so anfangen als Analytiker, die ersten Schüler Freuds oder aktuell unsere Kollegen in Rußland, werden bald Analysanten haben, die weit mehr analysiert sind als sie selber. Wenn man denken würde, es sei die Analyse, die den Analytiker ausbildet - ihn bildet -, dann sind die Analysanten dieser 1. Generation der Pioniere weit mehr ausgebildet als deren Analytiker. Das ist ein Paradox, das man relativ leicht bewältigen kann, da der Unterschied zwischen Analytiker und Analysant in dem Begehren des Analytikers besteht. Auch wenn die Analytiker ärgerlichere Symptome haben als ihre Analysanten, sind sie diesen in ihrem Begehren weit voraus. Der Unterschied zwischen Analytiker und Analysant besteht in der Intensität des Begehrens und seiner Zeitlichkeit und hängt davon ab, daß es ein Begehren gibt, das von den Bildungen des Unbewußten herkommt und nicht ein Resultat der Ausbildung durch die Analyse ist. Wenn die Analyse also in erster Linie dazu dient, aus dem Wunsch, Analytiker zu werden, das Begehren des Analytikers herauszulösen, was bedeutet dann dieser Übergang vom Begehren, Analytiker zu sein, zum Begehren des Analytikers?

Ich denke, daß ich über diesen Punkt schon einiges referiert habe auf dem Symposion "... nur nicht heilen wollen." Diese Tagung hat mir sehr geholfen, den kleinen Satz von Freud in seinem verneinenden Charakter zu begreifen, da sich das Begehren des Analytikers aufbaut auf dem ihm vorangegangenen Wunsch zu heilen. So als stütze sich dieses Begehren auf den Wunsch zu behandeln (zu heilen), um sich diesen Wunsch dann in einem weiteren Schritt zu versagen. Als ob man sich zurückhalten müsse, heilen zu wollen, weil man es will. Es ist sehr einsichtig, warum man sich da zurückhalten muß, denn wenn eine Analyse sein soll, dann muß der Analytiker sich zurückhalten, etwas anstelle des Analysanten zu wollen. Nur unter dieser Bedingung wird der Analysant all das, was er will, auf die Person des Analytikers übertragen können. Wenn der Analytiker etwas will, dann kann der Analysant keine Übertragung machen. Es gibt somit diese höchst paradoxe Struktur des Begehrens des Analytikers. Dies ist der Unterschied zu allen anderen Formen des Begehrens.

Die anderen Formen des Begehrens, auch wenn sie sich auf Bildungen des Unbewußten stützen, können sich soweit entwickeln, daß sie sich in einer adaptierten Form erfüllen. Wenn z.B. ein Feuerwehrmann in Analyse ist, dann kann er entdecken, daß er in Wirklichkeit immer nur den Wunsch hat zu zündeln. Oder ein Chirurg wird entdecken können, daß er in Wirklichkeit ein Sadist ist, quälen und Blut sehen möchte. Oder ein Pädagoge wird feststellen, daß es für ihn eine Wonne ist, Kinder zu quälen. Aber wenn er

das einmal in der Analyse entdeckt hat, dann kann er durchaus auch weiterhin in seinem Beruf arbeiten- durch eine Sublimierung dieses Begehrens. Für den Analytiker ist dies völlig anders, denn sein Wunsch zu heilen, der ja bereits die Sublimierung einer unbewußten Bildung ist, den muß er sich versagen. Er kann sich diesen sublimierten Wunsch nicht erfüllen, und es bleibt ein Paradox als Rest. So kann man auf eine bestimmte Weise sagen, daß die Psychoanalytiker nicht heilbar, unbehandelbar sind. In ihrer Funktion und Position als Analytiker stützen sie sich auf eine verneinende Basis ihres Wunsches - auf ihren verneinten Wunsch.

So verstehe ich, was Lacan in seiner Schule als "passe" einzurichten versuchte - herauszufinden, was das Begehren des Analytikers aufrecht erhält. Woraus besteht der Übergang vom Analysanten zum Analytiker? Schon bevor Lacan diese Frage explizit stellte, gab es diese Übergänge vom Analysanten zum Analytiker, die auch funktioniert haben. Aber das ganz spezifische Problem, das sich dadurch stellte, wurde nicht erkannt.

Was geschieht, wenn in einer Analyse ein Analysant Analytiker werden will? Ich spreche jetzt von meiner eigenen Erfahrung. Es handelt sich um Personen, die schon seit langer Zeit Analytiker werden wollten und die an einem bestimmten Punkt ihrer Analyse erkannten, daß ihr Wunsch, zu helfen und zu heilen, zu absolut nichts nutze ist. Es könnte jemand mit seinem Wunsch, Analytiker zu werden, den Wunsch verbinden, seine verrückte Mutter zu behandeln oder seinen impotenten Vater zu heilen, und es wäre ebenso denkbar, daß in diesem Moment, wo dieser jemand entdeckt, daß alles nichts helfen wird, er seinen Berufswunsch änderte. Er würde etwas anderes machen - Musiker oder Künstler werden. Aber genau das geschieht meiner Erfahrung nach nicht.

An dem Punkt, an dem entdeckt wird, wie unnütz dieser Wunsch, zu helfen und zu heilen, ist, in diesem Augenblick überstürzen sie sich mit dem Kauf einer Couch, dem Anmieten einer Praxis und erzählen, daß sie sich als Analytiker niedergelassen haben. In Frankreich ist es sehr häufig so, daß sie dann sehr schnell an einer psychoanalytischen Institution um ihre Aufnahme bitten, um als Analytiker anerkannt zu werden. Oder sie rufen ihren Steuerberater an, um sich über die Anmeldung eines Gewerbes anerkennen zu lassen, oder sie bitten einen anderen Analytiker um eine Kontrollanalyse. All das, um den Punkt der Unmöglichkeit aufzulösen, an dem sie in ihrer Analyse angekommen sind. Es geht somit darum, daß sie sich von jemand anderem anerkannt sehen wollen,

um nicht den Punkt der Unmöglichkeit anzuerkennen, an dem sie angekommen sind.

Das Interessante an diesem Punkt ist der "passage à l'acte" (Übersprunghandlung), der das Begehren verhüllt, auf den er sich stützt. D.h., daß dieser Analysant, der jetzt Analytiker werden will, bei den anderen heilen möchte, was ihm bei sich selbst nicht gelungen ist. Er hat es nicht geschafft, sein Begehren Analytiker zu werden abzulösen von seinem Wunsch, zu heilen und zu behandeln. Wenn dieser Wunsch so versteckt und weiterhin maskiert bleibt, dann schleppt er dieses Problem sein weiteres Leben mit sich. So erkläre ich mir, warum es Analytiker gibt, die ihr ganzes Leben in Analyse bleiben, d.h., daß sie an einem Punkt diesen "passage à l'acte" vollzogen haben und jetzt ewig dieses Problem reproduzieren, weil es von ihnen nicht begriffen wurde.

Ich denke, wenn meine Analysanten an diesem Punkt angelangt sind, kann ich sie nur zurückhalten. Ich muß sie zurückhalten, damit sie die Schwierigkeit begreifen, die sich stellen würde, wenn sie jetzt zu dieser Aktion übergingen.

Das erinnert mich auch an meine eigene Analyse. Als ich Lacan sagte, daß ich jetzt als Analytiker arbeiten möchte und einen Antrag stellte auf Mitgliedschaft in der École Freudienne, sagte er "Ja, ja, das ist richtig!" - und dann hat er mich nicht eingetragen. Ich habe Lacan auch um eine Kontrollanalyse gebeten, und er sagte "Ja, ja, später!", und nichts ist geschehen, alles blieb in der Schwebe. Es ist wichtig, daß es diesen Moment der Aufhebung gibt. Dieser Schwebezustand hat bei mir zwei Jahre gedauert. Dieser Zustand verhindert, daß der "passage à l'acte" das verbirgt, worauf sich das Begehren des Analytikers stützt. Nach dieser Zeit sagte ich zu Lacan: "Ich brauche jetzt keine Kontrollanalyse mehr!", und er sagte: "Sehr gut, nächste Woche fangen wir mit der Kontrolle an!"

Das ist also die Besonderheit in der Praxis des Analytikers, daß seine Ausbildung den Bildungen des Unbewußten entspricht. Der "passage à l'acte" ist für alle Subjekte dazu da, um die Besonderheiten des Begehrens verschwinden zu lassen. Der "passage à l'acte" kommt in jeder Analyse vor. In dem Maße, in dem ein Analysant ein Symptom hat und dieses Symptom in der Analyse soweit erkennbar wird, daß das Phantasma, das es gebildet hat, auftaucht, genau in diesem Augenblick gibt es die Möglichkeit einer "passage à l'acte"

Das Symptom hat dieselbe Struktur wie das Phantasma, das Phantasma drängt zur Handlung. Der Analytiker kann nie wissen,

was der Analysant tun wird. Beginnt jemand eine Analyse, wird er auch handeln. Und das ist unberechenbar und unentscheidbar, man kann nicht wissen, was geschehen wird. Jemand, der eine Analyse anfängt, kann sich z.B. in einer der kommenden Monaten scheiden lassen, oder er kann heiraten, Kinder bekommen oder ein Studium beginnen. Kurz, er wird einfach wieder anfangen zu handeln. Das ist das Resultat der Strukturanalogie zwischen Symptom und Phantasma. Ein Angestellter hat z.B. immer Kopfschmerzen, weil sein Chef ihn an seinen Vater erinnert. Er wird diese Entsprechung nicht bemerken, weil sein Symptom dazu da ist, ihm gerade dies zu verbergen. Er geht also abends nach Hause, hat Kopfschmerzen und weiß nicht warum. Wenn er eines Tages, z.B. in der Analyse, entdeckt, daß es sein Chef ist, der ihn an seinen Vater erinnert und der die Schuld an seinen Kopfschmerzen trägt, dann wird er ihm "eine reinhauen" wollen oder irgend etwas anderes tun. Das Symptom entspricht also einer möglichen Entfaltung des Phantasmas, und das Phantasma drängt zum Akt, und wir wissen nicht im voraus, wie der Akt sich umsetzt.

Für die Allgemeinheit der Analysanten ist das nicht von Bedeutung, denn wenn sie von ihrem Phantasma wissen und dann handeln, entspricht es dem Gesetz ihres Begehrens, und das ist dann in Ordnung. Das Handeln sichert die Identität dessen, der handelt. Auch wenn er überhaupt nicht weiß, warum er handelt, ist das nicht wichtig, denn seine Identität wird über dieses Handeln hergestellt. Wenn das Handeln absurd scheint, wenn man nicht weiß, warum man etwas tut, dann liegt das daran, daß das Handeln kein Ziel ist und der Grund des Handelns weit zurück liegt. Sie sehen, wie sich dieses Problem dem Analytiker stellt. Für den Analytiker besteht die Notwendigkeit, daß er weiß, und deshalb muß man ihn (am Ärmel) zurückhalten. So stellt sich das Problem der Identität des Analytikers in der "passe".

Daher rührt auch das Gefühl des "desêtre", des Nicht-Seins , als Moment des Übergangs vom Analysanten zum Analytiker. Ich gehe auf diesen Punkt besonders ein, denn es gibt bei einigen Lacanianern die Auffassung, daß dieser Übergang ein mystischer Moment und ein Moment der Fülle ist. Lacan hat diese "passe" an einem bestimmten Punkt in seiner Schule eingeführt, um zu erforschen, was in diesem Moment des Übergangs geschieht. Lacan hat dieses Dispositif erfunden, um diese Phase des Übergangs zu erforschen, ohne daß dieses Dispositif die Funktion oder eine Ähnlichkeit mit einem Examen haben sollte. Die Idee war, daß diejenigen,

die sich in dieser "passage" befinden, nicht mit irgendeinem Etablierten aus der Hierarchie der École sprechen sollten, sondern mit anderen, mit ihresgleichen, die keine Position in der Hierarchie einnahmen. Das sollte u.a. die Effekte der Zurschaustellung einer Leistung verhindern.

Ich weiß jetzt nicht, ob es jetzt angebracht und richtig ist, noch mehr über diesen sehr wichtigen Punkt zu sagen, daß es in der "passe" allein um diesen spezifischen Punkt des Übergangs geht, und daß man es abtrennen muß von dem, was man das Durchqueren des Phantasmas nennt, oder von der Bearbeitung der verschiedenen Identifizierungen, die sich im Verlauf einer Analyse ergeben. Vielleicht eine kurze Bemerkung dazu. In einer Analyse gibt es immer wieder diese Augenblicke des "desêtre", des Schwinden des Seins, also Augenblicke der Verlorenheit. Ich möchte darauf bestehen, daß diese Augenblicke in der Analyse nicht die "passe" sind.

Das Problem, das ich jetzt anspreche, halte ich für enorm wichtig, es ist ein internes Problem der Lacan'schen Debatte. Ich kann kurz etwas zum Augenblick des "desêtre" in einer Analyse oder am Ende der Analyse sagen, um ihn von dem zu unterscheiden, was beim Übergang vom Analysanten zum Analytiker geschieht. Ich werde Ihnen ein kleines Schema zum Thema der Übertragung zeichnen, um Ihnen zu zeigen, was Lacan den Durchgang durch die Ebene der Identifizierung genannt hat. Das ist übrigens keine spezifisch Lacan'sche Theoretisierung, Sie finden eine äquivalente Herangehensweise bei Balint, v.a. seine Beobachtung von manischen oder depressiven Episoden am Ende der Analyse.

Am Ende der Analyse gibt es einen fast psychotischen Augenblick - eine Depersonalisierung. Es ist keinesfalls eine Psychose, es ist der Augenblick, in dem das Subjekt mit dem Objekt des Triebes konfrontiert wird. Das sprechende Subjekt, das durch sein eigenes Sprechen geteilt ist, verkennt somit sein eigenes Wissen. Und da es dieses Verkennen gibt, das es teilt, kommt es dazu, daß die Bewegung der Übertragung zustande kommt. Jedoch nur unter der Bedingung, daß der Analytiker diese Ignoranz respektiert, d.h., daß er nicht heilen will.

Derjenige, der spricht, identifiziert sich wie jede Person, die spricht, mit einem bestimmten Platz. Selbst wenn man vom Regen oder von schönem Wetter spricht, identifiziert man sich sprechend, im Sprechen. Abhängig von dieser Identifizierung wird dem Analytiker eine bestimmte Identität zugesprochen. Diese Identität, die dem Analytiker verliehen wird, wird wirksam - wie jede Identität -

auf Grund des Triebes. Wenn man jemanden identifiziert, so identifiziert man ihn als ganze Person, aber nur über partielle Triebe, über den Sehtrieb, über den Hörtrieb usw.. Die Ganzheit der Person, zu der man spricht, wird wahrgenommen über die Partialtriebe, was Lacan i(a) nennt. So kann man verstehen, daß der Trieb als Lenker der Übertragung funktioniert. Sie sehen, daß es hier einen Kreislauf gibt, der ausgeht von dem geteilten Sprechen und der wieder zurückkehrt. Insofern der Analytiker ein ganz klein wenig auf jeden der Sätze seines Analysanten antwortet, sichert er die Gegenwärtigkeit dieser Identifizierung. Wenn der Analytiker nichts sagt, sich so der Identifizierung entzieht, so verschwindet von diesem Augenblick an dieser Platz, und der Analysant sieht sich nur noch dem Objekt des Triebes gegenüber. Wenn der Analytiker nur ein paar Worte spricht, so erlaubt das dem Narzißmus des Analysanten, sich zu identifizieren. Schweigt der Analytiker zu lange, so wird dies für den Analysanten zunehmend unerträglicher. Das ist u.a. ein Argument für den Stellenwert der kurzen Sitzungen. Soweit dies, um Ihnen eine Vorstellung zu geben, wie der Plan der Identifizierungen durchquert werden kann oder die Durchquerung des Phantasmas stattfindet

In dem Augenblick, in dem die Identifizierung nicht mehr funktioniert, weil die Analyse so weit fortgeschritten ist oder weil der Analytiker überhaupt nicht mehr antwortet, in diesem Augenblick sieht sich der Analysant gezwungen, die Identifizierung zu wechseln, d.h. er muß durch den Kreislauf der Identifizierungen hindurch. Das ist ein zerstückelnder Augenblick, ein Zustand des "desêtre" des Analysanten, denn er ist an dieser Stelle mit dem Objekt des Triebes direkt konfrontiert, und das zerteilt seinen Körper. Das kann in irgendeiner x-beliebigen Sitzung vorkommen, daß der Patient in einem bestimmten Augenblick nicht mehr weiß, wer er ist, wo er ist oder was er ist.

Wir müssen den Unterschied festhalten zwischen der allgemeinen Form der Analyse und dem Besonderen, das mit dem Begehren des Analytikers zu tun hat. Das ist nicht nur ein Problem der Ausbildung des Analytikers, sondern auch ein Problem der Organisation von psychoanalytischen Institutionen. Wenn es diese dem Begehren des Psychoanalytikers eigene Unmöglichkeit gibt, eine Unmöglichkeit, die weit ärgerlicher und schwieriger ist als die Unmöglichkeit, Politik zu machen oder zu erziehen - wie Freud sagt -, dann heißt das, daß die Analytiker angesichts dieser Unmöglichkeit ein spezifisches Problem der Identität haben. Dieses Problem wurde

durch die ersten psychoanalytischen Vereinigungen auf eine absolut symptomatische Art und Weise gelöst und geregelt - und zwar mit Referenz auf den Gründervater. Man weiß nicht, wer man ist, aber das Photo von Freud oder Lacan kann man (zur Not) immer in der Praxis aufhängen.

Was ich sehr symptomatisch finde in der psychoanalytischen Bewegung, ist z.B. der besondere Platz, den Anna Freud, die Tochter Freuds, eingenommen hat oder heute Judith Miller, die Tochter Lacans. Anna Feud hat lange Zeit in der psychoanalytischen Bewegung als Gleichgewichtsgarantie gegolten, sie war der politische Bezugspunkt. Gleichermaßen kann man die Hypothese aufstellen. daß Judith Miller mit ihrem Gatten eine ebensolche Funktion ausübt. Man kann sich mit ihr als Tochter des Vaters identifizieren, da man selbst als Analytiker keine Identifizierungsmöglichkeit hat. Über den Seitenweg der Tochter können sich die Analytiker mit dem Gründungsvater identifizieren. Sie sehen, es ist diegleiche Art der Transmission wie bei den Pharaonen. Der Pharao mußte seine Schwester, also die Tochter des Vaters, heiraten, um die legitime politische Macht zu übernehmen. Es ist die Tochter, in der das Erbe des Vaters niedergelegt ist, und zwar das symbolischste Erbe, die Kastration. Diese bizarre Besonderheit ist gleichermaßen im Judentum zu finden, insofern hier die Mutter die jüdische Identität weitergibt und vererbt. Das ist bizarr, da wir gerade bei den Juden eine eminent patriarchalische Sozialstruktur vorfinden. Dieses anscheinend paradoxe Problem löst sich auf, wenn man erkennt, daß es nicht die Mütter, sondern die Töchter sind, die vererben und weitergeben. Es stellt sich die Frage, ob bei dieser bizarren Form der Transmission die Psychoanalyse nicht auf eine religiöse Ebene geraten ist.

Eine andere Facette dieses Problems ist die Frage der Filiation (der Abstammung) der Analytiker - man sagt, daß ein bestimmter Analytiker von dem und dem analysiert wurde und dieser bei dem auf der Couch lag, so daß man schließlich bei Freud ankommt. Das ist eine imaginäre Sichtweise. Vor Jahren hat in Frankreich Octave Mannoni die Frage gestellt, wer denn der erste Analytiker war. Er hat die These aufgestellt, daß Fließ der erste Analytiker war, weil er Freuds Analytiker gewesen sein soll. Das löst das Problem nicht, weil man sich dann weiter fragen muß, wer denn Fließens Analytiker gewesen sein soll. Nicht, weil Fließ Freuds Freund war, mußte er von Freud zwangsläufig in die Position des Subjekts gesetzt werden, dem Wissen unterstellt wird. Dieses Pro-

blem läßt sich nicht so einfach lösen. Das Begehren Freuds, Analytiker zu sein, hat nichts zu tun mit seiner Analyse, die es mit Fließ nicht gegeben hat. Genausowenig kann man die ersten Hysterikerinnen, die Freuds Patientinnen waren, als dessen Analytikerinnen bezeichnen.

Ich möchte Ihnen zwei Hypothesen vorstellen und aufheben, die man aufstellen kann, wenn man sich mit der Frage auseinandersetzt "Wer war der erste Analytiker?". Wenn man die Vorstellung hat, daß das Begehren des Analytikers das Ergebnis der Analyse ist, dann kann man das Problem nicht lösen. Dann muß man denken, es war Fließ - das geht nicht -, oder man denkt, es waren die ersten Hysterikerinnen Freuds, die jedoch seine Patientinnen waren. In beiden Fällen funktioniert das nicht, denn Freud hat die Psychoanalyse erfunden, und er hat nie, weder Fließ noch irgendeine seiner Hysterikerinnen, in die Position des Subjekts gebracht, dem Wissen unterstellt wird.

Der Punkt, den ich jetzt entwickeln möchte, befaßt sich mit der Bedeutung der Position Freuds in bezug auf sein Begehren - die Theorie. So wie ich vorhin davon sprach, daß das Begehren, zu helfen und zu heilen, in eine Sackgasse gerät, so geriet auch Freud in die nämliche Sackgasse. Diese Sackgasse war für ihn ein Rätsel, etwas Unbekanntes, und von diesem Augenblick an hat Freud immer gleichzeitig einen Bezug zur Theorie und einen Bezug zur Praxis gehabt. Was Lacan das Unbekannte des Begehrens des Analytikers genannt hat, daß der Analytiker nicht weiß, warum er das gemacht hat, was er gemacht hat - er hätte es nicht tun dürfen, denn er hatte begriffen, daß es keine Möglichkeit gibt zu heilen. Von diesem Augenblick an hat Freud die Psychoanalyse erfunden als einen Versuch, das Rätsel seines eigenen Begehrens zu lösen. Es gibt also nicht auf der einen Seite die Theorie und auf der anderen Seite die Praxis, sondern es gibt für den Analytiker eine Gleichzeitigkeit und die Notwendigkeit, das Rätsel des eigenen Begehrens zu lösen. Und weil dieses Rätsel nur vorläufige Lösungen findet, also unbekannt bleibt, können andere sich damit auf irgendeine Weise heilen. Es gibt somit eine theoretische Praxis, da für den Analytiker der Unterschied zwischen Theorie und Praxis aufgehoben ist. Es gibt einen primären Bezug der Theorie zum Begehren, die die Praxis bestimmt. Wohlgemerkt ich spreche hier von der Theorie, also von etwas anderem als dem universitärem Wissen oder dem etablierten Wissen, ich spreche von der Theorie in dem Sinne, wie Freud von den infantilen Sexualtheorien gesprochen hat, also von dem, was

man erfindet, um zu versuchen, die Unbekannte eines Rätsels zu lösen. Die Theorie ist, wie ich sie verstehe - im griechischen Sinn - , das, was auf den Versuch einer Lösung des Rätsels folgt.

Wenn ein Analysant an diesem rätselhaften Punkt seines Begehrens ankommt, wird er plötzlich ein sehr fleißiger Bursche, er stürzt sich auf die Bücher, hört nicht mehr auf zu lesen, - die Analytiker arbeiten sehr viel - vielleicht war er vorher ganz faul, und jetzt arbeitet er wie besessen, genau von diesem Punkt an, an dem er sich fragt, was es mit dem Begehren auf sich hat. Das ist wichtig. weil es nicht diese Trennung zwischen Theorie und Praxis gibt, wie ich vorhin schon sagte. Den Kliniker und den Theoretiker, das gibt es nicht in diesem wechselseitigen Ausschluß. Ein klinisches Faktum kann nie isoliert werden ohne die Theorie, die es überhaupt erst isolieren kann. Ein Versprecher, ein Traum, ein Symptom kann erst von einer Theorie aus erkannt und isoliert werden. Die Unterscheidung zwischen Theorie und Praxis funktioniert spätestens dann nicht mehr, wenn man das Begehren des Analytikers in den Vordergrund der theoretischen Auseinandersetzung stellt. Die Theorie, um die es geht, kann nicht als ein Objekt der Erkenntnis genommen werden, weil der Analytiker selber inmitten des Untersuchungsobjektes steckt. In diesem Erkennen kann man eine gewisse Gleichung zwischen einer Serie von Objekten aufstellen, aber von Anfang an gibt es in dieser Gleichung ein x, das Begehren des Analytikers.

Von dieser theoretischen Praxis aus kann man nie von der theoretischen Position eines Analytikers sagen, daß sie wahr oder falsch ist. Sie ist richtig (juste), wenn sie eine praktische Wirkung erzielt, aber man kann nie sagen, sie sei wahr oder falsch. Warum ist das wichtig? Es ist wichtig, weil man erst von daher verstehen kann, daß die Analytiker anderer theoretischer Schulen, die theoretisch einen totalen Blödsinn verzapfen, trotzdem Analytiker sind, bezogen auf die Wirkungen, die sie erzielen. Das Adiektiv "richtig" (juste), das hier gewählt wurde, bezeichnet die Position der Analytiker, die sich in ihrer Arbeit auf das Rätsel des Begehrens des Analytikers stützen. Die Analytiker anderer Schulen können andere theoretische Positionen haben, was sie nicht daran hindert, in ihrer Praxis eine richtige Position einzunehmen. Man kann sagen, daß sie immer solange richtig ist, solange sie sich auf diesen rätselhaften Punkt des Begehrens bezieht. D.h., dieses Rätsel erzeugt im selben Augenblick das analytische Handeln (l'acte psychanalytique) und eine spontane analytische Theoriebildung.

Abraham z.B. konnte mit seiner spontanen Theorie zeigen, daß sie richtig war, weil sie praktische Effekte in der Kur zeigte. Ein Beispiel aus einem ganz anderen Bereich: ein Bogenschütze kann völlig die Gesetze der Ballistik ignorieren und sich auf eine andere Theorie, z.B. den Zen-Buddhismus, stützen, um trotzdem das Ziel zu treffen. Mit Bezug auf die Unterscheidung wahr/falsch hilft der Zen-Buddhismus nicht weiter, aber der gute Bogenschütze zeigt sich darin, ob er trifft oder nicht trifft.

Zum Schluß möchte ich sagen, daß es auf der einen Seite die spontanen Theorien der Analytiker gibt und andererseits die analytische Organisation, die versucht, diese vielen kleinen Theorien auf irgendeine Weise zusammenzubringen.

Hinrich Lühmann

# Happy ending - Fiktionen des Heils

Der Anspruch auf Heil ist Substrat aller Ansprüche, die unser Leben regieren. Da ist allenthalben der Anspruch auf Gewißheit, Klarheit, Nettigkeit, auf Klinik und Sauberkeit. Da es Heil nicht gibt, sind es die Wege zum Heil, die wir suchen - Anspruch auf Heilung. "Pursuit of happiness" - westliches Lebensideal seit der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Das Besondere unseres Zeitalters ist die Überzeugung, dieser Weg stehe nicht in der Gnade einer dritten Instanz, sondern sei definierbar, gangbar, käuflich. Das impliziert Verstehen und Beherrschen der Wege zum Heil, der Werkzeuge und Theorien, insbesondere des Wissens, Habbarkeit und Handhabbarkeit von allem. Die Wissenschaft kann nicht aufhören wollen, die Welt restlos. Restelos zu begreifen; Prätention des wissenschaftlichen Wissens auf Universalität. Die Administration wird noch in der letzten zwangsneurotisch-paranoiden Selbstfesselung ihrer Regulative restlos alle Individualfälle antizipieren, generalisieren, sie erfassen wollen. Geld soll uns alles in die Hände spielen. Politik und Wirtschaft glauben alles managen zu können. Kleinteiligkeit, Taylorisierung: die Auflösung des Tuns in definierbare Schritte. Alles im Namen eines zu erreichenden Heils.

Da macht Freuds Werk Skandal. Er schreibt an Jung: "Ich sage mir oft zur Beschwichtigung des Bewußten: Nur nicht heilen wollen, lernen und Geld erwerben! Das sind die brauchbarsten bewußten Zielvorstellungen!" Kein happy ending; keine Heilung. Nun wird jeder, der Psychoanalyse betreibt, immer wieder erfahren, wie wenig da zu regieren, zu kontrollieren und im Hinblick auf ein gutes Ende bewußt zu steuern ist, obwohl er immer wieder unter

<sup>1</sup> Vortrag bei der Matinée der Psychoanalytischen Assoziation am 19.3.1995. Der Text wurde französisch gesprochen, konsekutiv übersetzt von Jutta Prasse.Vom Tonbandprotokoll transkribiert von D.Pilz.

dem Anspruch steht, ein Leben zum Guten zu wenden. Ein Anspruch nicht nur des Analysanten, sondern auch unser eigener.

Wenn uns dieser Heil-Wunsch besonders plagt, wir uns beherrschbare Techniken und Regeln wünschen, wenn wir über "Heilung" sprechen und nicht sicher sein können, ob es sie gibt, wie sie zu erreichen ist und womit der Weg dorthin zu bezahlen wäre - warum schauen wir dann nicht dort nach, wo sich zu Tränen rührende Heilung immer wieder wunderbarlich vollzieht: zum Beispiel in Drama und Roman? Dort gibt es ihn, den guten Ausgang, das happy ending. Er ist nirgends beglückender formuliert als in den Worten "Und es war alles, alles wieder gut". So steht es in Eichendorffs Novelle "Aus dem Leben eines Taugenichts".

#### Und es war alles, alles wieder gut

Eichendorff hat diesen Satz gewiß nicht erst erfunden. Das ist ein tröstender Satz, den wir nach Kinderkummer sagen oder als Kind gehört haben: "Weine doch nicht mehr, es ist doch alles, alles wieder gut!" Ein Satz, der zu Tränen rühren kann. Ein bergender Satz, ein kindbeglückender Satz, der gesprochen wird, wenn man einander in den Armen hält.

Ein arbeitsscheuer junger Mann wird im Frühling von seinem Vater, einem Müller, rausgeschmissen. Er wandert fröhlich drauf los, singt dabei einige Lieder, die zum deutschen Liederschatz gehören werden. "Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt", zum Beispiel. Er gelangt in die Nähe von Wien, wird dort Gärtnerbursch und Zolleinnehmer, lebt in Schlafrock und Schlafmütze in den Tag hinein und ist verliebt in Aurelia, eine "schöne gnädige Frau" des Schlosses, wo seine Zolleinnehmerhütte steht. Er hält sie für die Herrin, singt für sie und bringt ihr Blumen. Verwechslungsspiele auf der Ebene der Herrschaft reißen ihn in einen Strudel von Verwicklungen und Entfremdungen bis hin zum Geschlechtertausch und Identitätsverlust. führen ihn nach Italien und schließlich wieder zurück auf das Gut. Hier nun kommt es zum happy ending: Die Täuschungen und Vertauschungen haben ein Ende. Das Unheile wird heil. Er erhält er die angesungene "Dame". Sie ist aber gar nicht die Herrin, sondern ein Mädchen seines Standes, beiden wird von der Herrschaft ein kleines Schloß geschenkt. Mit der Verlobten knackt er am Ende in aller Gemütlichkeit Mandeln, das kleine Schloß glänzt im Mondenschein, sie träumen von Rom und seinen Fontänen. "Und es war alles, alles gut." Und in der Tat, alles ist eingerenkt. Dem Helden sind für sein Singen und Sträußebinden ein hübsches Haus, eine Frau und ein bürgerliches Auskommen zugefallen. Ein Kind wird sicherlich folgen. Grund genug, daß beide, wie es heißt, "zufrieden in die stille Gegend hinaussehen". Das gemahnt an manche psychoanalytische Fallgeschichte, wo die subjektive Zufriedenheit der Patienten, soziale Anerkennung, materielle Sicherheit und Familiengründung das gelungene Ende einer Analyse signalisieren.

Aber sehen wir ein wenig genauer hin: dieses Heil wird auch als Unheil denunziert, der Satz "und es war alles, alles gut" ist eine Lüge.

"Mir war so wohl, wie sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt und langte eine Handvoll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen zufrieden in die stille Gegend hinaus.- 'Siehst du', sagte sie nach einem Weilchen wieder. 'das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der Graf geschenkt, samt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen.' .... Sie sagt: '... Wenn Du dich nur etwas vornehmer hieltest, ... Du mußt dich jetzt auch eleganter kleiden.' -'0h', rief ich voll Freuden, 'englischen Frack, Strohhut und Pumphosen und Sporen! Und gleich nach der Trauung reisen wir fort nach Italien, nach Rom, da gehen die schönen Wasserkünste'- Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf - und es war alles, alles gut!"

Der wohlversorgte Schmarotzer von einst ist wieder in infantiler Geborgenheit gelandet. Man muß Eichendorffs der barocken Emblematik verhaftete Symbolwelt kennen, um die Signale lesen zu können. Der Bursche stammt aus einer Mühle, die mit ihrem gleichmäßigen Rundlauf den irdischen Leerlauf, fehlende Transzendenz, den Mangel an Begehren signalisiert. Nach einem Ausflug in das Leben ist er nun in diese Ausgangswelt zurückgekehrt. Der Mond, der das neue Eigenheim mit falschem Glanz bescheint, die römischen Wasserkünste, sie gehören in dasselbe Bedeutungsfeld. Der Mond ist in emblematischer Tradition ein Zeichen der Weltverfallenheit, des Irdischen, und die römischen Fontänen als künstliche Pracht konnotieren die gleiche Endlichkeit und Kreisläufigkeit wie des Vaters Mühle. Knackmandeln und moderne englische Touri-

stenbekleidung, mit der der frühere Taugenichts seine Frau und sich ausrüsten will, tun ein übriges.

Der Taugenichts ist nach dem Intermezzo der italienischen Täuschungen, in denen er eine Weile nicht er selbst und damit gerade er selbst sein durfte, wieder ein Spießer geworden; er hat zu seiner alten Mühlenexistenz, aus der der Vater ihn werfen mußte, zurückgefunden - und genau darin taugt er nichts. Denn er ist zufrieden. Er, der ein Stück seines Lebens Vagant war, hat sein Begehren verraten: kein Lied schließt die Novelle, sondern das kalte Licht des Mondes: Endlichkeit. Eine kleine Bewegung ist zu Ende gekommen. Die erreichte Vereinigung der Liebenden und ihre Zufriedenheit: sie öffnen nichts, sie schließen ab, und sie schließen das Begehren aus. Dieses zu Tränen rührende Heil ist Unheil. Vielleicht deshalb die Tränen.

## Nun o Unsterblichkeit bist Du ganz mein

Noch deutlicher wird die Bedenklichkeit gelungener Heilung in Kleists Drama "Der Prinz von Homburg". Welch ein glückliches Ende krönt dieses Drama!

Der Prinz, Sie erinnern sich, träumt zu Beginn vom Kranz des Ruhms, von der Kette des Fürsten und von dessen Pflegetochter Natalie. Diesem Traumbild nachsinnend überhört er Anweisungen zur Schlacht bei Fehrbellin und greift ohne Erlaubnis in den Kampf ein. Er erringt dadurch den Sieg für Brandenburg, wähnt sich auf der Höhe des Ruhmes, verlobt sich mit Natalie - da wird er wegen Ungehorsams festgesetzt und zum Tode verurteilt. Er winselt um Gnade, begreift dann aber, daß er ohne Gesetz nicht sein kann, und bejaht die Strafe. Als er wähnt, hingerichtet zu werden, da begnadigt ihn der Fürst und versöhnt sich mit ihm. In einer Szene, analog der zu Beginn geträumten, erhält er Kette, Siegerkranz und Braut. "Und es war alles, alles wieder gut!" Die nicht in die heile Welt passen, ihnen gilt der Fluch: "In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Ein Bilderbuch-Happy-End im Fackelglanz, mit Trompetengeschmetter und innigster Umarmung.

So scheint es. Aber diese traumhafte Gelungenheit wird mit einem Ausschluß bezahlt. Denn Fülle ist immer nur um den Preis eines Ausschlusses zu haben. Hier radikaler noch als im "glücklichen" Ende des "Taugenichts". War dessen genügsam-auskömmliche und wohladaptierte Spießerexistenz, die das Begehren verwirft, doch immer als "Alltagsleben" (wie verkrüppelt auch immer)

denkbar, so ist das, was Homburg erreicht, nur im Wahnsinn möglich oder - im Traum. "Ein Traum, was sonst!" ruft der wackere Kottwitz. Dieser Satz ist nicht wie der billig gewordene Topos "Das Leben ein Traum" zu verstehen, sondern: die Homburgsche Lösung ist ein Traum, und sie wäre, lebte man sie, ein Wahn. Ausgeschlossen ist das Leben.

Was wird denn da so glücklich gelöst? Der Prinz begehrt den Platz des Fürsten (Kette und Kranz), und er begehrt eine Frau, über die der Fürst verfügt. Noch genauer; er, der am Platz des Sohnes in diesem Drama ist, begehrt inzestuös jene, die auf dem Platz der Tochter ist, auf einem Platz, der übrigens, wie gezeigt werden könnte, mit dem der Mutter verschmilzt. So weit, so schlimm, es grüßt der Ödipus. Aber: die Erfüllung dieser Wünsche verlangt der Prinz gerade aus der Hand dessen, gegen den diese Wünsche sich richten und dessen Verschwinden oder Erniedrigung die Voraussetzung der Erfüllung ist: aus der Hand des Vaters, der als Vater und Fürst Repräsentant des Gesetzes ist.

Homburg verlangt, daß das Gesetz sich selbst abschafft. Dieses Dilemma ist im Hiersein nicht zu lösen; wer ihm erliegt, der wird verrückt, ist stillgestellt in Tagtraum und Traum, kann nicht leben, so wie Homburg das Drama hindurch stets träumend. handlungsunfähig, stillgestellt ist. Keine Lösung von dieser Welt, keine Lösung für diese Welt. Der im Heil Gefangene kann im Hier nicht leben.

Zur heilen Welt gelangen wir nur, wenn das Gesetz sich aufhebt. Das Drama 'Der Prinz von Homburg' zeigt dies als erfüllt, sagt aber auch, was solche Erfüllung wäre: Wahn und Traum.

#### Utrecht

Wenig anders im "Zerbrochenen Krug". Unter einem Vorwand gelingt es Dorfrichter Adam, bei dem Mädchen Eve vorgelassen zu werden, das er verführen will. Eves Verlobter Ruprecht überrascht sie; der Dorfrichter flieht unerkannt, ein Krug geht dabei zu Bruch. Eves Mutter, Frau Marthe, verklagt am nächsten Tage Ruprecht wegen des zerbrochenen Kruges bei Richter Adam. Der kann das Geschehen nicht so manipulieren, wie er gern wollte, weil ein Vertreter der vorgesetzten Behörde dem Verfahren beiwohnt. Schließlicht kommt die Wahrheit ans Licht. Der Richter läuft unter Spott und Verwünschungen davon. Rupprecht und Eve fallen einander versöhnt in die Arme. Alles, alles wieder gut?

#### Heilung als Rückgriff

Ihrer Struktur nach hatten unsere Beispiele eines gemeinsam: sie enthielten das 'Es war alles, alles wieder gut'. Der Taugenichts war wieder in einem mangellosen Alltagsleben, nachdem ihn ein paar Abenteuerchen angeweht hatten. Rupprecht und Eve hielten einander wieder versöhnt in den Armen. Der Prinz von Homburg erlangte wieder das bereits Geträumte. Das heißt: diese Heilungen sind Beschwörungen eines einst Gewesenen, Rückgriff, geglückte Wiederholung. In der Vita der Subjekte wird zurückgegangen, wird zurückerzählt, wird zurückgeblickt auf das Bild eines früheren Zustand des Heils. Retablierungen einer angeblich gewesenen heilen Zeit, wo das Gesetz nicht gegolten hat. Auf diese Spur brachte uns bereits Kleists Prinz von Homburg. Was das bedeutet, läßt sich noch schöner in den letzten Sätzen der Marquise von Ozeigen.

Vater und Tochter halten, einander versöhnt und schluchzend in den Armen. Da liegt die Tochter in den Armen des Vaters,

"indessen dieser … lange, heiße und lechzende Küsse, das große Auge voll glänzender Tränen, auf ihren Mund drückte: gerade wie ein Verliebter! Die Tochter sprach nicht, er sprach nicht; mit über sie gebeugtem Antlitz saß er, wie über das Mädchen seiner ersten Liebe, und legte ihr den Mund zurecht und küßte sie". Die Mutter beobachtet dies durchs Schlüsselloch und will die "Lust der himmelfrohen Versöhnung" nicht stören, " […] da er eben wieder mit Fingern und Lippen in unsäglicher Lust über dem Munde seiner Tochter beschäftigt war."

Das happy ending verrät sich hier als Zeit inzestuöser Seligkeit. Fülle, Ganzheit, Sattheit sind ein Wonnezustand "vor" der Kastration, vor der Durchsetzung des Inzestverbotes, dem greifbaren Gesetz für die dem Menschen nicht zu ersparende Unmöglichkeit des vollen Genießens.

#### Aggressivität

Diese Zeit ist nur als eine unterstellte, nie wirklich gewesene zu denken. Aber: sie zu denken - dazu sind wir gezwungen. Und damit ist sie, wenn wir mit unserem Begehren im Alltag stocken, stetige Verlockung als ein mögliches Wiederzuerlangendes. Wollen wir vorkastratives Heil erreichen, dann müssen wir all das verwerfen, was ihm widerspricht. Dies geschieht in der gleichen Intensität,

wie wir es zu leben versuchen. In dem gleichen Maß, wie wir uns dem Heil nähern, geraten wir in Aggression und Rassismus.<sup>3</sup> Denn mit der Beschwörung des vorkastrativen Heils wird das Andere, Störende und Böse, das unabweisbar zu unserem eigenen Leben gehört, geleugnet. Damit wir seiner gewahr werden können, müssen wir es personalisieren und an der anderen Person, an der anderen Gruppe, an der anderen Nation festmachen. Denn mit der Verwerfung dessen, was im Ideal nicht aufgeht, ihm fremd, ihm "anders" ist, wird eine Wahrheit verdeckt.Die Wahrheit nämlich, daß das Unzugängliche und Ungängige, das Unheile, das Andere, nirgendwo anders, sondern unser ist, insofern wir Wesen von der Sprache her, Sprechwesen, überspitzt: Gesprochene sind.

So ist das Andere jedem von uns eigen, besser: wir sind ihm eigen - in dem Sinne, daß wir, insofern wir sprechen, unter das Andere der Sprache gestellt sind, gleichsam an ihm angehängt sind. Dieses Andere ist das Andere als Ort der Signifikanten. Wir sind nicht die souveränen Ich-Subjekte, für die wir uns gerne halten, sondern sind Subjekte in einem anderen Sinn: Sub-Jekte, Subjizierte, den Signifikanten, ihren Verknüpfungen, ihrem Gleiten Unterworfene.

Ein schneller Fluchtweg aus dieser schwer erträglichen Entfremdung unserer Existenz bietet sich dadurch an, daß das Andere nicht nur, aber auch im Anderen als meinesgleichen ist, in dem anderen als Person, die, weil ebenfalls dem Gesetz der Signifikanten unterstellt, mir das Andere repräsentiert. So können wir glauben, die Andersheit dadurch besser zu ertragen, daß wir sie uns in der Person des Anderen handhabbar als ein wirklich räumlich außer uns Seiendes, von uns getrenntes ganz Anderes vorstellen, hinstellen, vor Augen stellen. Vergleichbar dem phobischen Objekt, das eine Handhabbarkeit des Unerträglichen ermöglichen soll, das wir in diesem für uns ganz und gar anderen Objekt vernichten oder fliehen zu können hoffen.

So können wir denn wieder glauben, daß sich unser Ideal der Regierbarkeit und Handhabbarkeit der Welt durchsetzen läßt: Indem wir das Unregierbare außer uns setzen, kann es Gegenstand unseres bewältigenden Handelns werden. Wir verorten, was eigentlich unser Teil ist, im Anderen, um es in Fesseln zu schlagen, zu erobern oder zu vernichten. So kommt es, denke ich, daß wir in Aggressivität und Rassismus leben - in dem Maße, wie wir heil sein wollen und Gesetz und Kastration nicht ertragen können.

#### Beispiel: Der große Zapfenstreich

Ein kleines Beispiel aus der Politik soll den Mechanismus und die Gefahren der Heilung illustrieren: Ich meine die feierliche Verabschiedung der USA, Frankreichs und Großbritanniens im Herbst 1994 durch einen sogenannten Großen Zapfenstreich in Berlin am Brandenburger Tor. Die Alliierten beendeten mit diesem Akt symbolisch die Zeit der Besetzung und verließen das Land.

Man sah ein für die Geschichtsbücher arrangiertes und berechnetes Bild, das in die Reihe starker Bilder und Szenen gehören soll, aus denen sich die Nachwelt die Vergangenheit zu erschließen versucht. Diese Feier soll zeigen: es ist alles, alles wieder gut. Jene, die uns einst als Feinde besetzt haben, sie gehen heute als unsere

Freunde. Die Sieger von einst sind unsere Partner.

Die "Heilung" besteht auf dieser Ebene erstens darin, daß die Deutschen von allen Bevormundungen befreit worden sind, und zweitens darin, daß sie mit jenen, die einst ihre Gegner waren, heute auch in "Einigkeit" leben. Im Grunde eine Art Konfirmationsfeier, familiale Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen. Zu heilen war aber nicht nur, daß Deutschland fast fünfzig Jahre unter Kuratel gestanden hatte. Die Prämisse der Wiederanerkennung "im Kreise der Nationen" ist ja, daß das, um dessentwillen Deutschland hatte beaufsichtigt werden müssen, nunmehr überwunden und erledigt sei. Die Zeremonie sollte alles zuvor Geschehene: sollte Nationalsozialismus, Weltkrieg, deutsche Teilung und Nachkriegszeit zu Geschehenem, zu Geschichte "aufheben" und damit abschließen. Die Feier als Riegel und Siegel.

Wie dieses Geheiltsein von seiner Vergangenheit darstellen? Durch einen Rückgriff auf eine Vorvergangenheit, eine Zeit, die im Bewußtsein vieler eine "heile" Zeit gewesen sein soll. Man erwählte zu diesem Zweck die Zeremonie des Großen Zapfenstreiches - und zwar in jener Form, die Elemente aus der Zeit des großen Friedrich

enthält.

In abendlicher Dunkelheit erglänzt das Brandenburger Tor mit seiner Quadriga, der Platz wird flackernd erhellt von über zweihundert Fackeln. Es entsteht jene gern als "romantisch" bezeichnete halbdunkle Atmosphäre, die der Öffnung zum Ungenauen so förderlich ist. Aufgestellt sind Paradegruppen der Engländer, der Amerikaner, der Franzosen und der Deutschen. Auf einer Tribüne sitzen die Häupter und Vertreter der USA, Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands - nicht eingeladen ist ein Vertreter Ruß-

lands. Hinter ihnen: Würdenträger als Statisten. Zunächst werden nach feierlichem Einparadieren und Ausrichten populäre amerikanische, französische und britische Weisen mit viel Schnäderängtäng zum besten gegeben. Es "volkt". Auf ausdrücklichen Wunsch des Kanzlers folgt ein Choral: "Nun danket alle Gott!" Dann beginnt der Große Zapfenstreich. Getrommle im Wechsel mit langen Flötentrillern. "Helm ab zum Gebet!" Mit schöner Präzision werden die schwer zu fassenden NATO-Rundlinge abgegriffen, keiner klappert auf das Pflaster. Nach trocknem Prasseln und spitzem Gepfeife überwältigt orchestraler Klang. Es erschallen breiig-breit "Ich bete an die Macht der Liebe" und die deutsche Nationalhyme.

Auch dieses happy ending war nur zu haben um den Preis von Ausschlüssen und von Aggressivität. Ausgeschlossen war Rußland. Die Russen, eigentlich zu "Freunden" befördert auch sie, seitdem sie keine Sowietmenschen mehr sind, waren am Tage zuvor in Weimar mit einer gesonderten Zeremonie verabschiedet worden. Aggressivität und einen fernen Anklang an die Schlußworte des Prinzen von Homburg verrät die Zeremonie in ihrem frömmsten Teil. Denn der Choral "Nun danket alle Gott!" ist in die preußische Geschichte als der "Choral von Leuthen" eingegangen und nur so und nicht anders besetzt und bekannt. Carlyle, in seiner Friedrich-Biographie, hat ihn mehreren deutschen Bürger-Generationen übermittelt: Bei Leuthen waren Zehntausende von Österreichern und Preußen aufeinandergeprallt. Die preußische Armee errang einen wichtigen Sieg. Friedrichs Soldaten sangen "Nun danket alle Gott!", als sie nächtens im Fackellicht an den Leichen der Erschlagenen vorbei ins Biwak marschierten. Der Choral von Leuthen ist ein Siegeschoral.

Und so drückt sich in der Behauptung, es sei alles, alles wieder gut, und in der versöhnlichen und glanzvollen Inszenierung des großen Zapfenstreiches das Gegenteil aus, weil die gute Tradition, die man sich greift, das genaue Gegenteil sagt. Nämlich: Wir haben doch gesiegt. Die Beschwörung des Heils verdrängt das Unheil und verrät es zugleich. Im freundschaftlichen Glanz der Vollkommenheitsbeteuerungen bricht das ausgeschlossene Aggressive wieder durch.

## Schlußbemerkung

Wir waren ausgegangen von Freuds Wort: "nur nicht heilen wollen": haben uns gefragt, warum er wohl "Heilung" ablehne,

warum vielleicht Heil und Geheiltsein obsolet sein könnten, und haben einige Dichter, denen ich vertraue, befragt, wie heil denn ihre happy endings waren. Wir sehen, daß in all den glücklichen Ausgängen, je glücklicher und heilvoller sie waren, sich Unglück und Unheil verbirgt. Deren Quelle ist die Leugnung des Gesetzes, dem doch keiner entgehen kann. Dort, wo gleichwohl Heil und Gelungenheit und Fülleglanz regieren oder regieren sollen, lauern Aggressivität und Rassismus.

Und so ziehe ich denn allen Heilungsversprechen ein anderes Freudsches Wort vor: es erschien in den "Studien über Hysterie". Danach ist viel gewonnen, wenn es gelingt, "hysterisches Elend in gemeines Unglück zu verwandeln".<sup>4</sup> Deshalb: nur nicht heilen wollen!

2 Kleist, Sämtliche Werke, Hanser, Bd. 2, S. 138.

4 S. Freud, "Zur Psychotherapie der Hysterie"; StA, Ergb., S. 97.

Hans-Werner Lehmann

"Ich habe mir Dich … ganz lebhaft und gewiß vollkommen wahr vorgestellt."¹

Anmerkungen zu Kleists Briefen an Wilhelmine von Zenge<sup>2</sup>

"Und träumte mich zurück …, um so Dich zu finden, bis ich Dich endlich wirklich im Traume fand."<sup>3</sup>

Kleists Traum von einer Frau

Diejenige, der Kleist am 3. September 1800 aus Leipzig einen Brief schreibt und ihr mitteilt, er habe von ihr geträumt und sie im Traum wirklich gefunden, ist Wilhelmine von Zenge, ein 19jähriges Mädchen aus dem Nachbarhaus der Kleists in Frankfurt an der Oder, mit der er seit mehr als einem halben Jahr verlobt ist. Der fast 23 jährige Kleist ist, wie nahezu immer während ihres etwa knapp zweieinhalb Jahre dauernden Verlöbnisses, auf Reisen. Wie gut sie einander gekannt haben, wissen wir nicht; begegnet sind sie sich nur sehr selten. Konstitutiv für Kleists Briefe an Wilhelmine, für sein Schreiben ist die Abwesenheit der Verlobten. Die Lücke, die diese Abwesenheit aufreißt, wird aber nun im Kern nicht gefüllt mit sehnsuchtsvollem Verlangen nach der Geliebten oder anderen Wünschen, wie man sie von einem Liebenden erwarten kann.

Die Person Wilhelmine von Zenge ist für Kleist nur solange von Bedeutung, wie sie sich seinen Phantasien und Vorstellungen, die er von ihr hat, nicht widersetzt bzw. er dies von ihr glauben kann: "...sorge nur, daß Du mich nicht gleichgültig gegen Dich machst" (S. 613). Als dies nicht mehr gelingt, ist es mit seinem Wunsch, Wilhelmine zu schreiben, vorbei, und er beendet das Verlöbnis. Die Abwesenheit der Verlobten ist also aus der Perspektive Kleists, wenn es um sein Begehren ihr gegenüber geht, eine ebenso

Brief an Jung vom 25.1.1909. In: S.Freud, C.G. Jung Briefwechsel; hg. v. W. McGuire und W. Sauerländer; Frankfurt (M), 1974, S. 224.

Vgl. hierzu: Hinrich Lühmann, Feind-Seligkeit. In: Brief der psychoanalytischen Assoziation. Nr. 11, Berlin, 1993, S. 35-54

notwendige wie erwünschte Voraussetzung. Wilhelmines Platz, so ließe sich sagen, ist in einer "Phantasiewelt, die (Kleist) sehr ernst nimmt, d.h. mit großen Affektbeträgen ausstattet, während er sie von der Wirklichkeit scharf sondert".<sup>4</sup>

Er imaginiert Wilhelmine als seine künftige Gattin, als Mutter seiner Kinder und träumt von einem häuslichen Glück. Immer aber macht er deutlich, daß die reale Wilhelmine diesen Ansprüchen (noch) nicht gerecht werden kann. Kleist wird nicht müde, ihr diese Mangelhaftigkeit vorzuhalten und demgemäß die Realisierung eines möglichen Eheglücks immer wieder auf unabsehbare Zeit hinauszuschieben. Gleichwohl besteht sein Wunsch darin, diesem Mangel abzuhelfen: Er will Wilhelmine formen, ausbilden, erziehen und unterwirft sie dabei einem Ideal der Vollkommenheit. "...wie der Gedanke, aus Dir einst ein vollkommnes Wesen zu bilden, jede Lebenskraft in mir erwärmt, jede Fähigkeit in mir bewegt, jede Kraft in mir in Leben und Tätigkeit setzt!" (S. 577)

Man hört: Um ihn selbst geht es ihm. Er phantasiert davon, wie Wilhelmine ihre drei gemeinsamen Kinder aufzieht und was er bei diesem, ja: Schauspiel empfindet. Aber diesen Wunsch mit der Wirklichkeit in Deckung zu bringen ist ihm unmöglich: "Ist es ein Wunder, Wilhelmine, wenn ich für diese Empfindungen die Sprache nicht finden kann?" (ebd.)

"Ich hatte schon als Knabe … mir den Gedanken angeeignet, daß die Vervollkommnung der Zweck der Schöpfung wäre."<sup>5</sup>

Einzigartig in der Geschichte der deutschen Liebesbriefliteratur sind Kleists Briefe an Wilhelmine auch dadurch geworden, daß sie die oft zitierten "verschiedenen Denkübungen" für die Adressatin enthalten. Kleist stellt ihr Fragen und fordert sie zur schriftlichen Beantwortung auf, lobt sie für gelungene Ausführungen, korrigiert sie jedoch auch und gibt ihr Hinweise, wie sie auf die Fragen eigentlich hätte antworten sollen. Kleist setzt sich in die Position des Wissenden und gibt seiner Verlobten eine "Anleitung" zu "schriftlichen Auflösungen interessanter Aufgaben" (S. 505).

Nicht primär an der Vervollkommnung von Wilhelmines intellektuellen Fähigkeiten freilich ist er interessiert, sondern die Fra-

gen, die er ihr stellt, sind in erster Linie seine Fragen. Deutlich wird dies bereits in dem dritten der erhaltenen Briefe, den er an seine Verlobte schreibt. Die allererste "Denkübung", zu der er sie auffordert, lautet: "Gesetzt, Du fragtest mich, welcher von zwei Eheleuten...am meisten bei dem früheren Tode des anderen verliert...". (S. 506) Diese Frage, die Kleist Wilhelmine in einer Unterstellungsbewegung an ihn richten läßt, ist schon deshalb natürlich seine Frage, und in einer Art Selbstvergewisserung liefert er ihr die endgültige Antwort, "daß das Glück des Mannes eigentlich der Hauptgegenstand des Bestrebens beider Eheleute ist" (S. 507) und folglich der Mann durch den Tod der Frau einen größeren Verlust erlitte als es umgekehrt der Fall wäre. Ersichtlich ist daran im übrigen auch, daß von Anfang an das mögliche Ende des Verlöbnisses in Kleists Briefen präsent ist. Die "Denkübungen" ermöglichen es Kleist also einerseits. Wilhelmine auf bestimmte Vorstellungen hin festzulegen, andererseits geben sie ihm Gelegenheit, sich selbst in seinen brieflichen Antworten mit seinen eigenen Fragen schreibend auseinanderzusetzen, dabei Ausführungen der Verlobten aufnehmend.

"Und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Überzeugung, daß es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert." (S. 565) Mäeutik. Was Kleist hier als Ziel entwirft, auf das hin seine Verlobte sich entwickeln solle und das er ihr gleichermaßen auch als eigenen Wunsch unterstellt, ist das Bild Wilhelmines als Ehefrau und Mutter.

Etwas von der Unniöglichkeit dieser Vorstellung ist zu hören, wenn Kleist implizit eingesteht, daß die wirkliche Wilhelmine sich diesem Wunsch gegenüber vielleicht widerständig zeigen könnte:

"... wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche" (S. 564f). Projektion und Reflexion: zu hören ist die Abhängigkeit Kleists vom eigenen an die andere Person gerichteten Wunsch. Gleichermaßen läge die Ursache eines möglichen Scheiterns seiner Bemühungen um ihre Vervollkomnunung, so insinuiert er, nicht bei ihm, sondern bei Wilhelmine. Schärfer noch formuliert Kleist später: "...für meine eigne Neigung zu Dir kann ich nichts tun, gar nichts, Du aber alles" (S. 631). Die wirkliche Person möge doch alles tun, um mit der imaginierten identisch zu werden. Von der hier deutlich werdenden inversen Struktur wird noch die Rede sein.

Daß die von Kleist angestrebte Vervollkommnung sich nicht nur auf die Person Wilhelmines bezieht, sondern ganz ursprünglich sein eigenes Erzeugen dieser Vollkommenheit meint, wird deutlich, wenn er ihr seine Aufgabe dabei vor Augen hält und überdies noch versichert, wie "matt diese Bildersprache" sei: "Ich kenne die Masse, die ich vor mir habe, und weiß, wozu sie taugt. Es ist ein Erz mit gediegenem Golde und mir bleibt nichts übrig, als das Metall von dem Gestein zu scheiden. (...) und ich habe nach der metallurgischen Scheidung nichts weiter zu tun, als mich zu wärmen und zu sonnen in den Strahlen, die seine Spiegelfläche auf mich zurückwirft". (S. 576) Ein früher "Glanz der tausendfachen Sonne" (Prinz von Homburg, V,10); die Vorstellung, etwas Vollkommenes selbst geschaffen zu haben, in der er sich narzißtisch spiegeln kann: Wilhelmine als sein Werk.

Während der legendenumwobenen Reise nach Würzburg, die er mit seinem Freund Brockes unternimmt, entwirft Kleist in einem Brief an seine Verlobte eine Phantasie, die deutlich macht, daß seine Vorstellung von Vervollkommnung sich offenbar grundsätzlich auf Frauen bezieht: Wenn er Wilhelmine nicht hätte, würde er ein Mädchen, das ihm vom Äußeren her gefiele, suchen und sie betrachten:

"Ich durchreisete die Gebirge, besonders die dunkeln Täler, spräche ein von Haus zu Haus, und wo ich ein blaues Auge unter dunkeln Augenwimpern, oder bräunliche Locken auf dem weißen Nacken fände, da wohnte ich ein Weilchen und sähe zu ob das Mädchen auch im Innern so schön sei, wie von außen. Wäre das, und wäre auch nur ein Fünkchen Seele in ihr, ich nähme sie mit mir, sie auszubilden nach meinem Sinn. Denn das ist nun einmal mein Bedürfnis; und wäre ein Mädchen auch noch so vollkommen, ist sie fertig, so ist es nichts für mich. Ich selbst muß es mir formen und ausbilden, sonst fürchte ich, geht es mir, wie mit dem Mundstück an meiner Klarinette. Die kann man zu Dutzenden auf der Messe kaufen, aber wenn man sie braucht, so ist kein Ton rein. Da gab mir einst der Musikus Baer in Potsdam ein Stück, mit der Versicherung, das sei gut, er könne gut darauf spielen. Ja, er, das glaub ich. Aber mir gab es lauter falsche quiekende Töne an. Da schnitt ich mir von einem gesunden Rohre ein Stück ab, formte es nach meinen Lippen, schabte und kratzte mit dem Messer bis es in jeden Einschnitt meines Mundes paßte - - und das ging herrlich. Ich spielte nach Herzenslust." (S. 549)

Bezeichnenderweise spricht Kleist hier nicht von Frauen, sondern von "Mädchen". Abgesehen davon, daß dies auch eine der bevorzugten Anreden seiner Verlobten in den Briefen ist, verweist der Ausdruck ebenso auf sexuelle Unschuld, die offenbar eine wichtige Voraussetzung dafür ist, daß Kleist das "Bedürfnis" verspürt, eine solche Frau zu "formen und aus(zu)bilden", d.h.: sie zu begehren.

Damit sich dieses Begehren freilich entzünden kann, darf das Mädchen nicht schon "fertig" sein, nicht - wie auch immer - perfekt, nicht eine, die dergestalt für ihn schon gewesen ist, die er nicht mehr begehren kann: eine Frau ohne Mangel. D.h., es stellt sich aus der Perspektive Kleists die Frage nach der Sexualität der Frau, nach ihrem eigenen Begehren. Gleichwohl hält er am Ziel der durch ihn erreichbaren Vollkommenheit des Mädchens fest: der Versuch, dem Mangel abzuhelfen, bleibt. Unerträglich scheint die Mangellosigkeit der Frau zu sein: gerade diese zu erreichen, ist aber sein ausgesprochener Wunsch. So zeigt sich letztlich ein Begehren nach dem eigenen Begehren. Davon läßt sich bereits etwas hören in einem frühen Brief an Wilhelmine, in dem er zum ersten Mal von der "Idee" der Vollkommenheit spricht und in diesem Zusammenhang die Kugel als den (geometrischen) Körper nennt, der jener "Idee" am ehesten entspreche (vgl. S. 518). Ein Körper also ohne Anfang und Ende, eine Figur der Geschlossenheit: zirkuläres Begehren.

Als in dieser Weise vollkommene(r) Körper "formen und ausbilden" läßt sich Wilhelmine, lassen sich Frauen nur - schreibend, als fiktive Gestalten.

Der Vergleich, den Kleist hier zur Beschreibung dieses Vorganges benutzt, ist aufschlußreich, weil er in mehrfacher Hinsicht die Dimension des Oralen, d.h. des Sprechens berührt. Logisch gleichgesetzt wird das Mädchen mit einem "Mundstück", das er solange bearbeitet, bis es "in jeden Einschnitt (s)eines Mundes paßte". Als zufällig mag die Homophonie der Silben erscheinen: "Klarinette" - "Minette" (so lautet der Kosename Kleists für Wilhelmine); nicht aber ist es der kaum verhüllte Wunsch, sie möge ihm nach dem / seinem Munde reden. Oder noch schärfer: er formt sie nach seinen Maßen. So, wie er an seine Lippen das Mundstück anpaßt, das die Töne hervorbringt, so bringt sie in ihm das Sprechen / das Schreiben hervor: "Du bist nichts anders als ich." (S. 587) Wilhelmine als seine Gestalt. Auch die Aufhebung der Geschlechterdifferenz klingt hier im übrigen an. Und nicht zu ihr spricht bzw.

schreibt er: "Ich will von mir mit Dir reden, als spräche ich mit mir selbst". (ebd.) Wilhelmine: eine Konstruktion, freilich eine notwendige, um ein Begehren artikulieren zu können. Es scheint mir nicht unwichtig zu sein, daß sich dieses Begehren an eine Frau bindet.

Einen "reinen" Ton (auf seiner K l a r inette) möchte er hervorbringen, also einen, der von allem Störenden, von allem "Mangel" frei ist und ihm dergestalt zu Herzen geht. Was für ein Begehren zeigt sich da? Geht es um die Erzeugung einer reinen, von allem Sexuellen "gereinigten", d.h. nur auf Worte gegründeten Liebe? Lit(t)era-tur?

Von der oben zitierten Passage zweigt einiges ab im Hinblick auf Kleists Verhältnis zu Brockes, den Reisebegleiter. In einem Brief an Wilhelmine beschreibt er ihn ganz enthusiasmiert:

"Ja wenn Du unter den Mädchen wärest, was dieser unter den Männern -- Zwar dann müßte ich freilich auch erschrecken. Denn müßte ich dann nicht auch sein, wie er, um von Dir geliebt zu werden? Ich sage Dir nichts von seiner Gestalt, die nicht schön war, aber sehr edel. Er ist groß, nicht sehr stark, hat ein gelbbräunliches Haar, ein blaues Auge, viel Ruhe und Sanstmut im Gesicht, und ebenso im Betragen." (S. 619)

Hier finden wir es wieder, das bräunliche Haar und das blaue Auge, das er bei den Mädchen hätte suchen wollen. Aber Kleist geht in diesem Brief an seine Verlobte, dem längsten der an sie gerichteten Briefe überhaupt, noch weiter. Aufgrund der Erfahrung persönlicher Nähe während ihrer gemeinsamen Reise und der daraus entstandenen Freundschaft zu Brockes setzt er Wilhelmine ein konkretes Ziel: sie möge werden wie dieser. Es ist vor allem Brockes' "Uneigennützigkeit", die er ihr vor Augen hält, und er läßt nicht nach, sie aufzufordern, es ihm darin gleichzutun. (Vgl. S. 618ff) Es möge also die wirkliche Wilhelmine von allen Ansprüchen und eigenen Wünschen absehen - und so werden, wie Kleist "eigentlich" selbst nicht wollen kann, daß sie werde. Unmöglichkeit des Begehrens. So schließt er auch diesen Brief an sie mit dem frappierenden Satz: "Ich freue mich darauf, daß ich Dich nicht wiedererkennen werde, wenn ich Dich wiedersehe." (S. 625)

Eine merkwürdige Liebesgeschichte spinnt sich da an in Frankfurt an der Oder zu Beginn des Jahres 1800. Der erste Brief, den Kleist an Wilhelmine schickt, enthält einen weiteren Brief, der an ihren Vater gerichtet ist und sein Verlobungsgesuch enthält. Kleist begründet es ihr gegenüber folgendermaßen:

"Ich fühle, seit gestern abend, daß ich meinem Versprechen, nichts für meine Liebe zu tun, das ein Betrug Ihrer würdigen Eltern wäre, nicht treu bleiben kann. Vor Ihnen zu stehen, und nicht sprechen zu dürfen, weil andere diese Sprache nicht hören sollen, Ihre Hand in der meinigen zu halten und nicht sprechen zu dürfen, weil ich mich diese Sprache gegen Sie nicht erlauben will, ist eine Qual, die ich aufheben will und muß. Ich will es daher erfahren, ob ich Sie mit Recht lieben darf, oder gar nicht." (S. 500)

Eine Herzensangelegenheit scheint diese Liebe nicht gewesen zu sein. Selbst wenn man die Konventionen der Zeit in Betracht zieht, nach denen es möglicherweise für Nicht-Verlobte unstatthaft war. Liebesbeteuerungen in Gegenwart anderer auszutauschen, so fällt doch auf, daß Kleist von einem Dritten erst um die Erlaubnis bittet. Wilhelmine lieben zu dürfen. Anerkennung als Liebender sucht er bei ihrem Vater; dieser soll ihm den Wunsch, seine Tochter lieben zu dürfen, erfüllen, was für Kleist auch bedeutet, sprechen, d.h. begehren zu können. Als Verlobter, als einer, der "mit Recht" liebt, weil er sich der väterlichen Instanz unterstellt, wird er somit als ein Begehrender vom Vater der Frau anerkannt, wenn denn dieses Begehren nicht ursprünglich aus ihm selbst heraus hat entstehen können. An dieses dergestalt "künstlich" in Gang gesetzte Begehren ist dann auch Wilhelmine gebunden: Sie wird gefangen sein in seinem Sprechen, in seiner Sprache. Kleist wünscht, daß sie ihm einmal die drei Worte "Ich liebe Dich" sagen möchte, aber bereits im zweiten Brief an sie gibt er ihr zu verstehen:

"Sagen Sie sie mir einmal und lassen Sie uns dann bald dahin kommen, daß wir nicht mehr nötig haben, sie uns zu wiederholen."

Wunsch und Abwehr des Wunsches zugleich.

Es ist folglich nicht erstauntich, daß es auf seiten Kleists niemals eine Sicherheit geben kann, daß er selbst wirklich geliebt wird. Deshalb muß er alles tun, um Wilhelmine an sein Begehren zu binden: "Du kannst doch Deine Lektion noch auswendig? Du liesest doch zuweilen meine Instruktion durch? Vergiß nicht, liebes Mädchen, was Du mir versprochen hast, <u>unwandelbares Vertrauen in meine Liebe zu Dir</u>, und Ruhe über die Zukunft. Wenn diese beiden Empfindungen immer in Deiner Seele lebendig wären, und durch keinen Zweifel niemals gestört würden, wenn ich dieses <u>ganz gewiß</u> wüßte(...), o dann würde ich mit Freudigkeit und Heiterkeit meinem Ziele entgegen gehen können." (S. 523f).

Es ist erkennbar, daß sich ihre Liebe stützen soll auf seine Liebe zu ihr: Liebe ist die Überzeugung von der Liebe des Anderen, und dessen Liebe gründet sich auf der Überzeugung von der Liebe zu ihm. Eine endlose Kette ist damit in Gang gesetzt: Zirkulation des Liebesversprechens. In der Tat ist das eine "Lektion", die Kleist seiner Verlobten hier erteilt. "Auswendig" soll sie sie können, buchstäblich soll sie befolgen, was er ihr befiehlt, "ohne Einschränkung, ohne Auslegung, wörtlich" (S. 529), wie es an anderer Stelle heißt. Eine (nur) dem Wort getreue Liebe. Und er muß Wilhelmine permanent instruieren, diesen Mechanismus einzuhalten und keinen Zweifel an ihm außkommen zu lassen. Andernfalls steht die Drohung: "Nie ist es einem Mädchen leichter gewesen, sich die Liebe ihres Geliebten zu erhalten als Dir, denn ganz unglücklich würde ich selbst sein, wenn ich sie Dir je entziehen müßte." (S. 610)

Aber der Briefschreiber Kleist scheint selbst an der von ihm geschaffenen Konstruktion der gegenseitigen Liebe zu zweifeln. Die doppelte Verneinung ("durch keinen Zweifel niemals gestört"), die also eine Bejahung ist, und der Irrealis in der oben zitierten Passage machen dies deutlich. Indem er den Zweifel am Anderen verbietet, führt er ihn geradewegs ein. Und einmal gesteht er sich und ihr auch offen ein: "War doch meine erste Ahndung, daß sie mich nur zu lieben glaubt, weil ich sie liebe, gegründet -?" (S. 612)

"Ruhe über die Zukunft" legt Kleist seiner Verlobten in dem Brief nahe. Er tut dies sicher auch deshalb, damit die genannte fragile Konstruktion nicht in Frage gestellt wird. Auf dieser Basis kann er dann Phantasien und Vorstellungen darüber entwerfen, wie er sich beider Zukunft vorstellt, ohne sich um die Wünsche Wilhemines kümmern zu müssen. Er schreibt ihr zwar, es wäre ihm "lieb (...) zu erfahren, was Sie sich wohl eigentlich von einer Zukunft an meiner Seite versprechen? Ich verspreche nicht unbedingt den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mitteilen werden; aber ich verspreche bei gleich vorteilhaften Aussichten denjenigen Lebensweg einzuschlagen, der Ihren Wünschen am meisten entspricht." (S. 505)

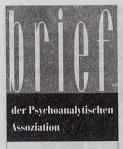
Aber Kleist weiß schon, was Wilhelmine zu wünschen hat, wie beider Lebensweg aussehen könnte:

"Und so laß uns denn beide, Hand in Hand, unserm Ziele entgegen gehen, jeder dem seinigen, das ihm zunächst liegt, und wir beide dem letzten, nach dem wir beide streben. Dein nächstes Ziel sei, Dich zu einer Mutter, das meinige, mich zu einem Staatsbürger zu bilden, und das fernere Ziel, nach dem wir beide streben, und das wir uns beide wechselseitig sichern können, sei das Glück der Liebe." (S. 578)

Eine unmögliche Phantasie. Verräterisch ist nicht nur das mißlungene Bild ("Hand in Hand" geht "jeder dem seinigen" Ziel zu), auch die von Kleist postulierte Reihenfolge der Schritte auf ihrem Lebensweg ist im Grunde widersinnig, wenn er als das "fernere Ziel" das "Glück der Liebe" nennt. Allein, so legt es der Text nahe. solle sich Wilhelmine "zu einer Mutter" bilden. Von einem Begehren, von Sexualität ist nicht die Rede - unbefleckte Empfängnis? Eine andere Briefstelle wirft ein durchaus erhellendes Licht auf diese Phantasie. Kleist wird später von der Literatur, die er zu schreiben gedenkt, als von seinem Kind sprechen: "Dich (Wilhelmine) wollte ich wohl in das Gewölbe führen, wo ich mein Kind, wie eine vestalische Priesterin das ihrige, heimlich aufbewahre bei dem Schein der Lampe." (S. 694) Zu bemerken ist, abgesehen von der Tatsache, daß Kleist sich mit einer Frau vergleicht, daß die Vestalinnen nur eine symbolische Ehe eingehen durften und der Verstoß gegen die Keuschheit mit dem Tode bestraft wurde.

Der "Lebensweg", den Kleist mit Wilhelmine gehen will, die Ziele, die er nicht müde wird zu entwerfen, sind vollkommen im Imaginären angesiedelt. Er produziert diese Vorstellungen, weil er nicht wirklich weiß, was er wünschen soll. Er hat einen "innerlich heftigen Trieb zur Tätigkeit, und (ist) doch ohne Ziel" (S. 638). "Ja selbst meine Wünsche wechseln" (S. 654), schreibt er der Verlobten und erkennt - nach der sog. Kant-Krise und unmittelbar vor seiner überstürzten Reise nach Paris: "Alles was mich beunruhigt ist die Unmöglichkeit, mir ein Ziel des Bestrebens zu setzen …" (ebd.).

Sich selbst ist er ein Rätsel; dennoch wird er die Enträtselung, die er von Wilhelmine einzufordern nicht abläßt, immer wieder unmöglich machen. Er gibt die Hoffnung, "das Wort, welches das Rätsel löst" (S. 638), zu finden, freilich nicht auf. Vielleicht, so ließe sich formulieren, ist Kleist auf der Suche nach dem einen Signifikanten, der ihn als Subjekt bedeuten könnte. Er möchte alles sagen, das Ganze sagen, jemanden ganz verstehen - so gesehen



Die Zeit zum Begreifen

#### Brief der Psychoanalytischen Assoziation »Die Zeit zum Begreifen«

Vorschau HEFT 19 H. Lühmann, Schach von Wuthenow -Die Grenzen der psychoanalytischen Interpretation

HEFT 5 J. Prasse: Konstruktionen in der Psychoanalyse □ C.D. Rath: Der ganze Freud? ☐ H. Lühmann: Zur Einrichtung des Arbeitsfeldes »Literatur und Psychoanalyse«. HEFT 6 L. Mai: Vortrag zum fünfzigsten Todestag Sigmund Freuds □ Ch. Schrübbers: Interview mit Alexander Mette. HEFT 7 E.M. Jobst: Europäischer Binnenmarkt 

Ch. Kupke: Geschlecht, Geschichte. Vortrag zum Verhältnis von Psychoanalyse und Philosophie. HEFT 8 R. Krokowski: Das Begehren des Analytikers in der Zeit zum Begreifen ☐ H. Lühmann: Eine Intervention ☐ H. Ostertag: Blick und Angst. Versuch einer Annäherung, HEFT 9 C.D. Rath: Was haben Sie? Anmerkungen zu Lehranalyse und Autorisierung 

J. Prasse: Das Ideal: Zur Frage der Autorisierung des Analytikers und der analytischen Institution 🗆 H. Lühmann: Im Traum erringt man solche Dinge nicht 🗅 D. Pilz: Bericht aus dem Arbeitsfeld: Literatur und Psychoanalyse - eine Anwendung der Psychoanalyse. HEFT 10 H. Lühmann: Techne 

J.R. Freymann: Ende der Analyse nach Lacan. HEFT 11 F. Samson: Brief an die Italiener 

J. Lacan: Note italienne -Italienische Note D H. Lühmann: Feind-Seligkeit. HEFT 12 H. Greil: Von der unausstehlichen Witzigkeit der Psychoanalyse 

H. Lühmann: Panik 

P. Dupuis-Elbaz: Die Position des Analytikers und des analytischen Bridge. HEFT 13 J. Prasse: Mitteilung 

H. Lühmann: Der Knabe Eros geht zur Schule. Übertragungsliebe in öffentlicher Anstalt [ ] J. Prasse: Schule, Assoziation. Ein Besinnungsaufsatz nach der Schulzeit. HEFT 14 J. Fritschy/D. Lemler: Prāmissen einer Geschichte 

A. Michels: Das Ende der Analyse und die Frage der Institution. HEFT 15 J.-P. Lebrun: Die Verantwortung des Analytikers angesichts des medizinischen Diskurses 

Ch. Schrübbers: »Falsche Erinnerungen« und Gehirnforschung. HEFT 16 N. Kress-Rosen: Freud - Jung - Spielrein ☐ F. Rostek-Lühmann: Das schreckliche Weib ☐ Ch. Schrübbers: Von Vampirkindern und Anal-Ingenieuren. HEFT 17 M. Ritter: Auf der Spur des nicht-spekulären Imaginären oder Hinführung zur Theorie des Phantasmas bei Lacan [] F. Rostek-Lühmann: Die kluge Else - ein Märchen als Illustration einer Zwangsneurose.

SONDERHEFT 1 Öffentliche Tagung der Arbeitsfelder, Berlin, Mai 1989. / vergriffen

SONDERHEFT 2 Reader zur Tagung »Kultur der Psychoanalyse«, Berlin,

Oktober 1990/vergriffen

SONDERHEFT 3 Reader zur Tagung »Geld«, Berlin, Dezember 1992/ DM 20,-

## **Impressum**

Redaktionskomitee:

Hans-Werner Lehmann

Christiane Schrübbers

Ilsabe Witte

Layout:

**TEXTEXPRESS** 

Druck:

Druckerei Weinert

Redaktionsanschrift:

c/o Witte, Cheruskerstr. 6,

10829 Berlin

Die *Briefe* erscheinen in der Regel dreimal im Jahr. Sie informieren über die Arbeit der Assoziation und veröffentlichen aus dieser Arbeit entstandene Texte.

Das Abonnement umfaßt fünf Hefte und kostet 50,00 DM. Bestellungen sind an

die Redaktion zu richten.